

Eine Skizze
über Patriotismus

Wer Heimat hat, ist nicht verloren

Christoph Böhr

Über den Wert und die Bedeutung von Patriotismus hat in seinem letzten Buch *Erinnerung und Identität* Johannes Paul II. ausführlich nachgedacht. Der verstorbene Papst verweist dabei besonders auf den „moralischen Wert des Patriotismus“: So wie Mutter und Vater einem Kind Leben und Lebenssinn schenken, so schenkt das Vaterland seinen Bürgern ein Vermächtnis, das für den Bestand des Ganzen, der Gemeinschaft, lebenswichtig ist.

Die Bildung eines Menschen und die Bildung der Gesellschaft, die landsmannschaftliche Heimat des Menschen und seine geistige Heimat, sind auf das Engste miteinander verbunden. Johannes Paul II. rückt deshalb die Liebe zum Vaterland ganz in die Nähe zum Existenziellen, wenn er Patriotismus mit der Liebe zu Vater und Mutter, wie sie im vierten Gebot des Dekaloges gefordert wird, in Verbindung bringt. Die Aufforderung, seine Eltern zu ehren, ist mehr als ein Erfordernis des Gefühls. Es geht nämlich nicht nur um unsere Eltern, es geht in gleicher Weise auch um uns selbst. Denn um der eigenen Zukunft willen dürfen wir nicht die Wurzeln abschneiden, die einem Menschen alle Leben spendende Nahrung zuführen. In diesem Sinne ist Patriotismus ein beredter Ausdruck von Dankbarkeit für alles, was uns unverdient in die Hände gelegt wurde, ja Patriotismus ist immer auch die Einlösung einer Dankesschuld. Und Patriotismus ist das Wissen um die Quellen von Lebenskraft und Zukunftsfähigkeit – die Selbstvergewis-

serung eines Menschen als Brücke zwischen seinen Vorfahren und seinen Nachkommen. So wie die Elternliebe eben diese Brücke baut, zielt Patriotismus auf eben diese Erinnerung an die gesellschaftliche Verwiesenheit des Heute auf das Gestern und das Morgen. Insofern ist Patriotismus tatsächlich ein weit über das Politische hinausweisender Begriff. Ein Patriot weiß um seine Wurzeln, und er bekennt sich zu diesen Wurzeln. Patriotismus heißt deshalb auch: in der Geschichte leben und aus der Geschichte leben.

Für Johannes Paul II. ist dem Begriff eine ausgesprochen religiöse Bedeutung zu Eigen; er schreibt dazu: „Wenn man sich fragt, an welcher Stelle im Dekalog der Patriotismus einzuordnen ist, muss die Antwort zweifellos lauten: im Bereich des vierten Gebots, das uns verpflichtet, Vater und Mutter zu ehren. Tatsächlich ist das eine der Gesinnungen, die die lateinische Sprache unter dem Begriff *pietas* versteht, was die religiöse Bedeutung unterstreicht, welche der den Eltern geschuldeten Achtung und Verehrung innewohnt. Wir müssen die Eltern ehren, denn sie vertreten uns gegenüber dem Schöpfergott. Indem sie uns das Leben geben, sind sie am Geheimnis der Schöpfung beteiligt und verdienen deshalb eine Verehrung, die auf jene verweist, die wir den Schöpfergott zollen. Der Patriotismus birgt in sich eine innere Grundeinstellung dieser Art, da auch die Heimat, das ‚Mutterland‘, für jeden von uns wirklich eine Mutter ist.“ Das geistige Erbe, das uns in die Hände gelegt

wird, empfangen wir von unserem Vater und unserer Mutter. Dieses geistige Erbe begründet in uns die entsprechende Pflicht zur *pietas*. Patriotismus bedeutet Liebe zu allem, was zum Vaterland gehört: zu seiner Geschichte, seinen Traditionen, seiner Sprache und seiner eigenen Beschaffenheit. Es ist eine Liebe, die sich auch auf die Werke der eigenen Landsleute und auf die Früchte ihres Geistes erstreckt. Jede Gefahr, die das große Gut des Vaterlandes bedroht, wird zu einer Gelegenheit, diese Liebe zu überprüfen.

Bindungen und Gemeinsamkeiten, von denen hier die Rede ist, sind Ausdruck und Folge lebendiger Grundüberzeugungen, wie sie jeder Gesellschaft zu Eigen sind. Sie zeichnen das Bild, das eine Gemeinschaft von sich selbst hat: ihr Selbstverständnis.

Res publica und Menschenbild

Lebenskraft, Zuversicht, Gestaltungswillen und Zukunftsgewissheit gewinnt eine Gesellschaft vor allem durch ihre Bindung an gemeinschaftliche Überzeugungen und Ziele. Sie fügen das Wirken des Einzelnen – des Bürgers, wie den Anspruch des Ganzen, des Staates – zu einem gemeinsamen Sinnzusammenhang. Seit der Antike gilt die *res publica* als jene Angelegenheit, die das benennt, was allen Bürgern gemeinsam ist. Kommt einem Volk und einer Gesellschaft diese Gemeinsamkeit abhanden, verliert sich alles im Persönlichen. Wichtig ist dann nur noch das, was dieser oder jener für sich will. Das, was alle miteinander wollen, verdunstet mit der Zeit.

Solche Grundüberzeugungen speisen sich aus unterschiedlichen Quellen: Traditionen und Mythen, Religion und Kultur. Diese Quellen können versiegen – oder zugeschluttet werden. Gemeinsame Grundüberzeugungen verblassen, wenn sie im Alltag keine oder nur noch eine randständige Bestätigung finden. In der Folge kommt einem Volk und einer

Gesellschaft ihr Selbstbild abhanden. Es geht das Tragwerk verloren, die Gesellschaft wird brüchig, ihre politischen und sozialen Gestaltungsziele fragwürdig. Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlichen Selbstverständnisses, des eigenen Anspruchs und Wollens, ist das Menschenbild, das im Verfassungsstaat zum Maßstab jeder Rechtsbestimmung wird.

Grundüberzeugungen, die ein gemeinschaftliches Sinnverständnis im Verfassungsstaat begründen, sind von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung: als der Glaube, der die Bürger eines Gemeinwesens erfüllt und beseelt.

Was ist das für ein Glaube, der offenbart, wie man sich selbst gerne verstanden wissen möchte – und zugleich Triebfeder für die Teilnahme am Leben der Gemeinschaft ist? Im Mittelpunkt dieses Glaubens steht ein Bild vom Menschen, das immer auch der Schlüssel zum Verständnis seiner selbst ist. Jeder Mensch versteht und begreift sich auf ein solches Bild hin, das die vielschichtige Wirklichkeit unseres Lebens zu einem zusammenhängenden Ganzen fügt. Das Menschenbild schafft die Voraussetzungen dafür, dass wir unser Leben als eine Einheit begreifen können, die sich unserem Verstehen öffnet.

Im Verstehen seiner selbst findet der Mensch die Grundlage für den Entwurf einer Ordnung des Zusammenlebens – und damit das Fundament einer politischen Ordnung. Ihr gibt das Menschenbild den Maßstab. Da die Freiheit eines jeden Menschen die Voraussetzung seiner Zustimmung zu einer Ordnung für den Umgang mit anderen ist, kann diese Ordnung ihrerseits immer nur die einer Rechtsgemeinschaft und niemals die einer Gesinnungsgemeinschaft sein.

Das Bild vom Menschen weist jedem Bild von Gesellschaft die Richtung. In der gesellschaftlichen Ordnung spiegelt sich immer eine Selbstausslegung des Menschen. Staat und Gesellschaft sind eine

Art Gehäuse für das ihnen entsprechende Menschenbild: Die Institution entspricht der Idee. Das eine demokratische Ordnung prägende Bild vom Menschen ist getragen von der Hoffnung, dass wir – im Wissen um Irrtum und Verirrung – bereit sind, unsere Freiheit zu verstehen als die Gleichheit in unserer Würde. Die Institutionen der Demokratie dienen dazu, diese Hoffnung immer wieder neu zu wecken und einzulösen. Folglich ist für die politische Theologie einer demokratischen Ordnungsform der Begriff der personalen Würde Dreh- und Angelpunkt schlechthin.

Von diesem Glauben ist eine freiheitliche Gesellschaft getragen, wie umgekehrt eine Vielzahl von gesellschaftlichen Vorkehrungen darauf abzielen müssen, diesen Glauben lebendig zu halten: Demokratie lebt nicht von Überzeugungen, die ihr vorgelagert sind, sondern ist für sich geprägter und prägender Ausdruck solcher Überzeugungen. Ihre Stärke liegt darin, dass sie jenem Menschenbild entspricht, das nicht nur jedem den gleichen, sondern auch einen unantastbaren Schutz bietet. Wie keine andere politische Ordnung findet die Demokratie zu einem Höchstmaß an Übereinstimmung von wohlervogenem Eigennutz und ausgleichendem Gemeinwohl.

Auf diese Weise begründet sich das Bild, wie es eine freiheitliche Gesellschaft von sich selbst hat. Ihr Menschenbild, auf das sie sich hinordnet, entwickelt eine Strahlkraft, die ein Volk oder ein Land anziehend macht für Dritte – und die zugleich sicherstellt, dass ein Volk (und jeder einzelne Bürger für sich) nicht den Glauben an sich selbst verliert. Das Bild, das eine Gesellschaft von sich selbst entwirft, bestimmt den gemeinsamen Sinnzusammenhang, der das Öffentliche und das Private miteinander verbindet. Es beschreibt, wie eine Gesellschaft gesehen werden will. Der zivile Glaube an das, was ihren Mitgliedern unverzichtbar er-

scheint, ist der Kern patriotischer Empfindungen.

In unserem Kulturkreis ist es vor allem Zivilität, die den Maßstab für das Gelingen von Gesellschaft bereitstellt. Wie eine Gesellschaft sich selbst verstehen will, prägt ihr Verständnis von Bildung und Erziehung, beeinflusst Kunst und Wissenschaft, begründet den Stolz der Bürger und weist politischen Entscheidungen die Richtung. Das ist die Leitkultur der Gesellschaft, die geistige Heimat, die das umgreift, was wert ist, von Generation zu Generation weitergegeben zu werden. Die geistige Heimat ist für einen Menschen genauso wichtig wie seine landsmannschaftliche Herkunft oder das ihm ans Herz gewachsene Land seiner Kindheit.

Geistige Heimat

Welche geistige Heimat bietet Deutschland heute seinen Bürgern und jenen, die – von außen kommend – seine Bürger werden möchten? Welcher Glaube beseelt unsere Gesellschaft? Was ist uns so wichtig und wertvoll, dass wir es unter keinen Umständen preisgeben wollen? Was, glauben wir, macht unser Leben, unser Land und unsere Kultur unverwechselbar und wertvoll?

Es scheint, dass wir Deutsche Gefahr laufen, unseren Glauben zu verlieren. Wir sind gebrannte Kinder – nach der Erfahrung mit zwei Weltkriegen und zwei Diktaturen sitzt uns noch immer die Angst im Nacken, unser Glaube könnte politisch zu schrecklichem Unrecht missbraucht werden. Der Stolz auf unser Land, die Bedeutung von Treue und Zuverlässigkeit – Tugenden etwa, die für eine marktwirtschaftliche Ordnung unverzichtbar sind –, Gehorsam und Vaterlandsliebe wurden in den Händen der Nationalsozialisten als scheinbare Rechtfertigung unvorstellbarer Verbrechen gegen die Menschlichkeit missbraucht. Was sind dann solche Tugenden, was ist dann ein solcher Glaube noch wert, nachdem

er doch einmal von Grund auf desavouiert schien? Eine Antwort auf diese Frage geben uns die Frauen und Männer des 20. Juli. Für sie war die Liebe zum Vaterland ein wichtiger Beweggrund, ihre geistige Heimat vor der Zerstörung zu bewahren.

Gerade die Erfahrungen mit den beiden Diktaturen rufen uns Deutsche in eine besondere Verantwortung, der wir nicht durch Vergessen gerecht werden. Im Gegenteil: Die Menschenverachtung beider totalitärer Regime verpflichtet zur besonderen Achtung der Würde und Schutzbedürftigkeit des Menschen. Wir haben eindringlich begreifen können, was die Botschaft der Juden bedeutet, die den Holocaust überlebten und ihrem Retter Oskar Schindler einen Ring schenkten, in den der dem Talmud entlehnte Satz eingeritzt war: „Wer nur ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt.“ Im Talmud begründet dieser Satz die Einzigartigkeit des Menschen: Darum wurde der Mensch einzig erschaffen, um dich zu lehren: Jedem, der nur ein einziges Leben rettet, dem wird das angerechnet, als hätte er die ganze Welt gerettet.

Botschaft der Menschlichkeit

Wie unterscheidet sich doch dieses Menschenbild von einem Wahn, der Erlösung verspricht und dafür die Ermordung Unschuldiger billigend in Kauf nimmt. Wie unvereinbar ist dieses Menschenbild mit der Aufforderung, Ungläubige zu töten, um in den Augen Gottes ein angeblich wohlgefälliges Werk zu tun. Wie spannungsgeladen ist der religiöse und kulturelle Unterschied zwischen zwei so grundauf verschiedenen Denkweisen und Menschenbildern.

Wäre nicht für uns Deutsche, bei Licht betrachtet, gerade die Erfahrung mit einer Ideologie, die in den Völkermord mündete, Grund genug, an eine eigene Mission zu glauben, die der Einsicht in die Einmaligkeit jedes Menschen Geltung und Anerkennung zu schaffen trachtet?

Erstaunlicherweise scheint es jedoch, dass gerade wir Deutsche Gefahr laufen, unsere geistige Heimat zu verlieren, während um uns herum Dinge geschehen, die uns seltsam und unverständlich, ja bedrohlich anmuten: Allerorten erleben wir eine Rückkehr der Religion, während wir selbst – teils stolz, teils beschämt – uns rühmen, in religiösen Angelegenheiten eher unmusikalisch gestimmt zu sein. Der Verfassungsvertrag der Europäischen Union appelliert an den Nationalstolz der Mitgliedsländer, während wir selbst gleich an braune Horden denken, wenn nur dieses Wort zu hören ist. Die Liebe zum Vaterland ist ausnahmslos für alle unsere Nachbarn eine bare Selbstverständlichkeit, während wir uns den Kopf darüber zerbrechen, ob man denn nicht nur Menschen, sondern auch sein Land überhaupt lieben kann. Westliche Gesellschaften, die sich ihrer Offenheit rühmen, erschrecken vor der Herausforderung des islamistischen Fundamentalismus, während wir schon ein schlechtes Gewissen haben, amtsbekannte Hassprediger des Landes zu verweisen.

Es scheint, dass wir Deutsche Gefahr laufen, mit unserem Glauben auch den Maßstab für das zu verlieren, was für richtig, rechtens und geboten zu halten ist. Deshalb scheint es unerlässlich, dass wir uns aufs Neue darüber verständigen, welchen Kurs wir einschlagen wollen. Die Wahl kann nicht zwischen einem blinden Nationalismus auf der einen und einem selbstgefälligen Multikulturalismus auf der anderen Seite erfolgen. Beide Einstellungen führen in eine Sackgasse. Welcher Weg aber führt in die Weite eines Denkens und Fühlens, das die Lebensbedingungen einer enger zusammenwachsenden Welt nicht blindlings leugnet, ohne sich der eigenen Herkunft zu schämen?

Der Weg der Mitte – zwischen Nationalismus und Multikulturalismus – nimmt seinen Ausgang bei einer Wertschätzung der eigenen Herkunft: Das

meint Heimat. Zunächst gibt Heimat Auskunft darüber, woher ein Mensch stammt, was ihn geprägt hat und was ihm lieb geworden ist. So wird Heimat zu einer lebenslangen Einstellung – zu einer geistigen Heimat, die sich mit den Lebensjahren öffnet und weitet, ohne je ihren Ursprung aus den Augen zu verlieren. Heimat gehört zu den Empfindungen, die ein ganzes Leben lang nicht verblasen – und ist doch mehr als nur eine Empfindung: Heimat ist das Bekenntnis zu Einstellungen, Tugenden und Regeln, die Fähigkeit, zwischen Gut und Schlecht unterscheiden zu können – und die Erfahrung, dass diese Fähigkeit missachtet werden kann. Heimat ist – zunächst – das, was von der Kindheit in Erinnerung geblieben ist, die Erfahrung von Glück und Unglück, von Geborgenheit und Verlassenheit. Heimat ist der Bezugspunkt für Maßstäbe, die uns ein ganzes Leben lang begleiten – selbst dann noch, wenn wir diese Maßstäbe verwerfen.

Nichts ist den Menschen mehr und stärker gemeinsam als die Erfahrung von Heimat. Nichts verbindet Menschen mehr, nichts bleibt ihnen bewusster, und nichts verleiht einem Leben mehr Stetigkeit als eben diese Erfahrung von Heimat. Heimat ist der Grundstein, auf dem ein Leben aufbaut und über alle Wechselfälle hinweg Bestand hat. Heimat ist das, was Maß gibt.

Eben dies meint Patriotismus: zu wissen, dass man selbst Heimat hat – und dass dieses Wissen Menschen glücklich machen kann. Im Wissen um die Heimat machen Anstrengungen und Mühen einen Sinn. Wer Heimat hat, ist nicht verloren. Und wer eine geistige Heimat hat, der weiß, wo er hingehört. Das Bekenntnis zur geistigen Heimat und die Bereitschaft zu ihrer Behauptung nennen wir Patriotismus.

Für die Männer des 20. Juli war Patriotismus alles andere als eine weltfremde Gefühlsseligkeit. Für die Amerikaner ist

Patriotismus etwas anderes als der Konfettiklamauk der Steuben-Parade. Patriotismus – Heimatliebe – ist der Antrieb, sich einzusetzen für eine Gesellschaft, die verbessert werden muss, um ihrem Selbstbildnis treu zu bleiben. Ganz in diesem Sinne hat Bert Brecht 1949 in der Kinderhymne von der Liebe zum Land gesprochen: „Und weil wir dieses Land verbessern / Lieben und beschirmen wir's / Und das liebste mag's uns scheinen / So wie andern Völkern ihr's.“

Patriotismus ist kein Überbleibsel einer untergegangenen Welt, sondern der Glaube an das, was wertvoll ist: Ausdruck einer Kultur, die zu schätzen – und zu lieben – sich lohnt.

Menschenwürde und Weltordnung

Diese Kultur hat ein Menschenbild geformt, das jedem einzelnen Menschen – ob arm oder reich, ob gesund oder krank, ob angesehen oder verachtet, ob klug oder dumm – die gleiche Würde und die gleichen Rechte zuerkennt. Diese Kultur fordert eine Gesellschaft, die ihrem unverwechselbaren und einmaligen Menschenbild immer näher kommt. Diese Kultur verlangt nach einer Weltordnung, die der unantastbaren Würde eines jeden Menschen Achtung und Anerkennung zollt. Diese Kultur gibt unserem Leben, unserem Wirken und unserem Einsatz einen Sinn, der – ganz nebenbei – den Menschen sein Lebensglück finden lässt. Patriotismus ist die Bereitschaft, das Glück, Heimat gefunden zu haben, mit anderen zu teilen.

Deshalb sind Vorschläge, wie sie jüngst vermehrt gemacht wurden, die richtige Antwort angesichts der Gefahr, dass unsere Gesellschaft immer heimatloser wird: Kinder im Unterricht und in Aufsätzen mit dieser Frage zu befassen, Einbürgerungen nicht nur als Stempel in einer Akte zu verstehen, die deutsche Sprache – als den Ausdruck unserer geistigen Heimat – wieder schätzen zu lernen (und deshalb

auch zu lehren), Traditionen nicht unbeachtet zu zerstören und Zeichen der Wertschätzung unserer Kultur zu pflegen.

Andere Kulturen verachten uns zunehmend, weil sie den Eindruck gewinnen, wir Westeuropäer – und wir Deutsche zumal – hätten unseren Glauben verloren. Osteuropäische Gesellschaften fürchten sich vor dem Westen, weil sie vermuten, selbst Opfer einer uns unterstellten heimatverlorenen Beliebigkeit zu werden.

Weg zu einer geordneten sozialen Liebe

Umso mehr ist es unsere Aufgabe, das wiederzufinden, was uns eine Auseinandersetzung lohnt. Anders gesagt: Was halten wir für so wertvoll, dass wir es preiszugeben nicht bereit sind, ohne der Gefahr zu erliegen, uns selbst aufzugeben? Die Antwort liegt auf der Hand – aber es ist im Augenblick keine in unserem Volk hinreichend von allen geteilte Antwort. Auf dem Weg dahin ist deshalb die öffentliche Erörterung der Frage, was Patriotismus bedeutet, unaufschiebbar.

Patriotismus, Liebe zur Heimat und zum Vaterland, bezieht sich nie nur auf einen Landstrich. Patriotismus geht weit über das Territoriale und Geografische hinaus. Patriotismus ist die gefühlte und gewollte Bereitschaft zur Behauptung einer Überzeugung vom Wert des Menschen – und von der Vorstellung der Bedingungen, die gewährleistet sein müssen, damit diese Überzeugung kein leeres Wort bleibt. Deshalb weiß „Patriotismus als Liebe zum Vaterland [...] allen anderen Nationen die gleichen Rechte zuzuerkennen, die er für seine eigene beansprucht“, schreibt Johannes Paul II., um dieser Feststellung eine bemerkenswerte Schlussfolgerung anzufügen: Darum ist Patriotismus „der Weg zu einer geordne-

ten sozialen Liebe“. Diese Ordnung der Liebe weiß um das eigene Herkommen, die eigenen Ziele und Wünsche, weiß um sich selbst, die eigene menschliche Würde, sie weiß um ihr eigenes Recht – aber alles das weiß sie ausnahmslos und ohne jede Einschränkung auch vom und über den anderen. In diesem Sinne meint Patriotismus die Verinnerlichung von Gefühlen gerade in ihrer gleichberechtigten, wechselseitigen Verwiesenheit – und mehr noch: Patriotismus ist, so verstanden, die Verinnerlichung der Anerkennung der Gleichheit vor dem Recht und der ebenso uneingeschränkten Gleichheit der Würde der Person.

Wenn wir uns als Person angenommen wissen, fühlen wir uns nicht fremd; im Gegenteil: Dort finden wir unser Zuhause und unsere Heimat. Diese Erfahrung ist der Impuls für Patriotismus. Deshalb ist die Verteidigung des Menschen sein Anliegen. Das hat nichts mit der Engstirnigkeit von Nationalismus und nichts mit der Willkürlichkeit des Multikulturalismus gemein. In diesem Sinne ist Patriotismus die Triebfeder für ein Handeln, das Maß nimmt an der Einzigartigkeit des Menschen und der Unverwechselbarkeit seiner Würde. Im Patriotismus wächst aus der Selbstachtung eines Menschen die Selbstverständlichkeit der Wertschätzung des anderen, dem wir in gleicher Würde verbunden sind. Wenn die Erfahrung, Heimat zu haben, wesentlich geworden ist, denkt und handelt ein Mensch patriotisch. Patriotismus ist am Ende keine Ausgrenzung, sondern eine Einladung: teilzuhaben an den aus unserer Geschichte erwachsenen, maßgebenden Grundsätzen der Menschlichkeit, des Lebens, Denkens, Fühlens und Handelns.

Aktualisierte und erweiterte Fassung eines Aufsatzes in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 26. März 2005